



An der Saale neuem Strande

Zu einigen Veränderungen des Flusslaufs in Halle

In den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ von Wilhelm von Kügelgen liest man, wie er Halle erlebt hat, als er 1811 mit dem Maler Senff dessen Vater, Pastor an der Moritzkirche, besuchte. Unter anderem fand er den Kirchgarten sehr schön. Besonders gern hielt er sich im Gartenhaus auf, das mit der schon damals alten Stadtmauer verbunden ist. Von dort sah er auf die an der Mauer vorbeifließende Saale.
???

Ja, damals floss die Saale auch dort offen, wo sich jetzt der Hallorenring befindet. Der dortige Saalearm, Gerbersaale genannt, wurde 1893 bis 1894 vom Gebiet unter dem Glauchaer Platz bis zur Mündung in den Mühlgraben an der Klausbrücke überbaut. So wie vorher der Flussarm als Transportweg diente, auch für die Salzsieder am Hallmarkt und später die Bauern und anderen Händler, wurde dann dafür die Straße genutzt. Parallel zum Verlauf befindet sich noch heute die Gerberstraße.

Mühlgraben und Gerbersaale

Der Mühlgraben selbst, der unweit der Gerbersaale auf Höhe des Ratswerders vom Hauptarm der Saale abging, wurde Ende der sechziger und Anfang siebziger Jahre mit deren Abzweigung zusammengelegt, um den Bau der Hochstraße zu ermöglichen. Dadurch fließt der größte Teil der Gerbersaale heute gemeinsam mit dem Mühlgraben nach Norden und nur noch eine geringe Menge Saalewasser unter dem Hallorenring entlang. Dafür kommt bei reichlichen Niederschlägen Regenwasser aus der Altstadt dazu. 2010/2011 musste die Überbauung saniert werden, da sich oberirdisch bereits Risse zeigten.

Träge Wilde Saale

Ein großer, langsam fließender Bogen der Wilden Saale, westlich der Elisabethsaale, wurde zur gleichen Zeit in diese umgeleitet und das nutzlos gewordene Bett mitsamt der ebenfalls nun überflüssigen sogenannten Siebenbogenbrücke ausgangs der Mansfelder Straße, einer massiven Steinbrücke von 1843, verfüllt.

Unter der Hochstraße befände sich auch das zu seiner Zeit weithin bekannte und beliebte Luisenbad, wenn es nicht

Arm parallel zur Wilden Saale. Dazwischen befanden sich zwei Inseln. Der Nebenarm sollte zugeschüttet und die Wilde Saale etwas verändert und vertieft werden. 1897 begannen die Planungen dafür. Die neuen Böschungen mussten befestigt werden. Womit? Mit verschiedensten Steinarten aus den Porphyrtsteinbrüchen. Eine Steinklasse nannte sich damals „Steinknack“ – der heutige Schotter. 1904, mitten in den Arbeiten, forderte die Güterverwaltungsdeputation den Erhalt der kleineren Insel „im Interesse der landschaftlichen Schönheit“ und die sofortige Beendigung der Steinschüttungen an den neuen Ufern. Kommt Ihnen das bekannt vor? Die Arbeiten wurden damals jedoch wie vorgesehen fertiggestellt. Die Fläche vor dem Gut verdoppelte sich dadurch. Diesen Zugewinn beanspruchten die Besitzer für sich, was die Stadt naturgemäß anders sah. Im Ergebnis gewann die Stadt und der Park von heute wurde möglich.



Oben Felsen, unten „Steinknack“

bereits 1940, als letztes der vorher ca. 20 Flussbadeanstalten innerhalb des Stadtgebietes, wegen zunehmender Verschmutzung des Wassers durch Industrieanlagen hätte geschlossen werden müssen.

Landgewinnung

Ein weiteres Beispiel für Veränderungen ist die Landgewinnungsmaßnahme vor dem Gut Gimritz. Dort floss bis Ende des 19. Jahrhunderts ein separater

Wäldchen soll erhalten werden ...

Von jeher wurden Gewässer verändert, zum Zwecke der Nutzung, zur Gefahrenabwehr, zur Erhöhung der Fließgeschwindigkeit etc. In der heutigen Zeit sind wieder einmal verstärkt Maßnahmen zum Hochwasserschutz notwendig.

So ist alles im Fluss.

*Text und Foto: Melitta Seitz
Besonderer Dank gilt dem Stadtarchiv
und Halle im Bild*

2 Das Bohnenmahl zu Kants 300. Geburtstag

Am 26. April 2024 fand in der hiesigen Leopoldina das traditionelle festliche Bohnenmahl mit Bohnenrede des diesjährigen Bohnenkönigs statt. Anschließend wurde zum Bohnenmahl eingeladen. Einladende war die **Gesellschaft der Freunde Kants**.

In diesem Jahr ist bezüglich KANT natürlich ein besonderes Jahr: Am 22. April 1724, dem Tag des Hl. Emanuel, wurde im preußischen Königsberg IMMANUEL KANT als viertes Kind eines Sattler- und Riemenmeisters geboren. Er stammte aus einfachen Verhältnissen.

Was ist nun das Bohnenmahl und wie kam es nach Halle in die Leopoldina? KANT selbst war nie Mitglied der Leopoldina. Aus seiner Biografie ist bekannt, dass er als Speise Kabeljau liebte. Und gemeinsame Tafelrunden zum Gedankenaustausch. Kurz nach KANTS Tod begann dessen langjähriger Weg-

geführte WILLIAM SCHOTTERBY Freunde in Kants Haus in Königsberg zu dessen Geburtstag einzuladen. Neun Jahre später gründete man die Bohnengesellschaft. Die Tradition geht nach JÜRGEN STOLZENBERG, Kanzler der Gesellschaft der Freunde Kants und nun emeritierter Professor der Philosophie der hiesigen Universität, auf einen



alten Brauch zurück. Derjenige, der im Dessert eine versteckte Bohne findet, wird für einen Tag zum Bohnenkönig gekürt. Die Tradition wird wohl heute noch am Dreikönigstag mancherorts begangen. Die Kantgesellschaft griff diesen Brauch im folgenden Sinne auf: Wer eine silberne Bohne im Dessert zum Bohnenmahl findet, verpflichtet sich, im nächsten Jahr einen Vortrag zu halten (in diesem Jahr Prof. Dr. KONSTANTIN POLLOK zum Thema „Die Auswicklung der Natur – Kant über die Evolution des Universums“). Da die silberne Bohne wohl einmal verschluckt wurde, gibt es nur noch ein Imitat. Seit 2014 ist Prof. STOLZENBERG aus Halle, in dessen Namen die Einladungen zum Bohnenmahl ausgesprochen werden, Kanzler der Gesellschaft. Er holte die Tradition 2016 nach Halle, die bis dahin in Mainz stattfand.

Am 26.04.24, kurz nach KANTS 300. Geburtstag, fand das diesjährige Bohnenmahl in den Räumen der Leopoldina statt. JÜRGEN STOLZENBERG begrüßte Konstantin I. als amtierenden Bohnenkönig und verwies in seiner Eröffnungsrede, dass für diese Treffen als Regel kein Streit der Fakultäten üblich sei. Der Redner bedankte sich bei allen Gästen, Sponsoren, der Leopoldina und ausdrücklich auch bei dem Fachmann, der den Flügel gestimmt hatte, denn der ausgezeichnete Pianist ALEXANDER

STEPANOV erfreute die gesamte illustre Gesellschaft mit ausgezeichnetem Klavierspiel.

Der Minister für Kultur aus Magdeburg, RAINER ROBRA, und die Beigeordnete für Kultur aus Halle, JUDITH MARQUARDT, sprachen Begrüßungsworte.

Dann folgte die von allen sehnlichst erwartete Bohnenrede, die von Prof. Dr. KONSTANTIN POLLOK gehalten wurde, der beim letzten Bohnenmahl die silberne Bohne in seinem Dessert gefunden hatte. Der Redner nahm als zentralen Aufhänger den Begriff des „Geburtstages“ und stellte fest, dass Kant selbst nur viermal das Wort in seinen Publikationen verwendete. Von KANTS Publikationen nahm er sich besonders

ein weniger bekanntes Buch zur Naturgeschichte vor, in dem es um die Kosmogonie (Evolution des Universums) geht, das 1755 anonym erschienen war.

In der Diskussion kamen auch weniger wichtige, aber nichtsdestotrotz amüsante Züge KANTS zu Gespräch wie der von ihm als Störung seiner Arbeit empfundene Gesang von Gefangenen bzw. das Krähen eines Hahnes. Auch große Geister haben ihre Macken.

Danach folgte das eigentliche Bohnenmahl im festlichen Ambiente der Leopoldina.

Und wie war KANTS Beziehung zu Halle? Er war nie hier, war kein Mitglied der Leopoldina und hat 1778 einen Ruf an die Universität abgelehnt. Punktum. Aber das Universitätsarchiv besitzt seit 1910 eine Originalhandschrift KANTS und einige seiner Werke sind in der Druckerei von GEBAUER und SCHWETSCHKE seinerzeit publiziert worden.

Der Artikel soll mit einem lustigen Zitat KANTS enden:

„Wer sich zum Wurm macht,
kann nachher nicht klagen,
wenn er mit Füßen getreten wird.“

Text und Foto: Bernd Budnik
(Gemälde: „Kant und seine Tischgenossen“
von Emil Doerstling, um 1900, Original im
II. WK in Königsberg zerstört))

Aus dem Inhalt

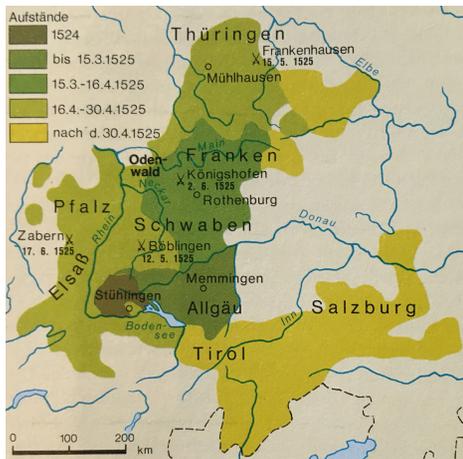
- 1 Zur Saale in Halle
- 2 Leopoldina
Das Bohnenmahl
- 3 Historie
500 Jahre Bauernkrieg
- 4/5 Aus der Region
Sozialbeisetzungen
Der Merseburger Rabe
Magie-Ausstellung
- 6/7 Bildungswelten
Der Volkshochschulgedanke
Reformschulen
„Erfindung“ der Realschule
- 8 Aufgefallen
Osagedorn
Kaschubei
- 9 Kulturgeschichte
Geschichte des Zuckers
- 10 Hingeschaut
Mein Foto des Jahres
- 11 Hätten Sie`s gewusst?
Kryotherapie
Stille Örtchen in Halle
- 12 Vermischtes
Das Stadtmuseum
Versteckte Kunst

„Der Bauer stund auf im Lande“

500 Jahre Großer Deutscher Bauernkrieg

Vor 500 Jahren lebten ca. 90 % der Menschen in Deutschland auf dem Lande und versorgten die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten aller Couleur und die Stadtbevölkerung mit Nahrungsmitteln jeglicher Art. Frei waren sie dabei nicht. Noch im 16. Jh. gab es vielfältige Abhängigkeitsformen in der Landbevölkerung. Bei Leibeigenschaft und Hörigkeit, Frondiensten und Naturalien-Abgaben, Wehrdiensten, Zahlung von Kirchen-Zehnten, Zinsen und Steuern blieb ihnen selbst oft nur das Nötigste zum Leben. Obwohl sie die Existenz der Menschen absicherten, standen sie im Gefüge der gottgewollten Ständegesellschaft ganz weit unten, wurden verachtet und entrechtet.

Schon früher hatten sie sich europaweit seit dem 12. Jh. immer wieder in Aufständen dagegen erhoben: in England, Frankreich, Katalonien, Hans Böheim in Franken und 1493/1517 der „Bundschuh“ am Oberrhein, wo Jos Fritz bereits ein „Reich der Gerechtigkeit“ einforderte. Unter den Bauern rumorte es schon lange; LUTHERS (1483–1546) Rebellion gegen Kaiser und katholische Kirche ermutigte sie.



Die Reformation und die Bauern

Im Gefolge der Luther'schen Reformation gegen die allmächtige katholische Kirche ab 1517 entwickelte sich – beginnend 1524 in **Schwaben über ganz Süddeutschland bis nach Thüringen, Sachsen, Tirol und die Schweiz** – eine gewaltige Welle von bäuerlichen Aufständen, befeuert durch Luthers Schrift *Von der Freiheit eines Christenmenschen*: „Eyn Christenmensch ist ein freyer herr über alle ding und niemandt

untertan.“ Empfanden die Bauern doch Luthers Worte als Aufruf, endlich ihre Rechte als Christenmenschen einzufordern und, wenn es sein musste, auch dafür zu kämpfen.

Ihre Forderungen (z. B. die berühmten 25.000-mal gedruckten *Memminger „Zwölf Artikel“*) nach freier Wahl der Pfarrer, Milderung der Frondienste, Beseitigung der Leibeigenschaft, Wiederherstellung der Allmende (freies Gemeindeland), nach freiem Jagen, Fischen, Holzschlagen sowie dem „Alten Recht“ waren durchaus weltlich, nicht etwa rein religiös, wie Luther seine Schrift verstanden wissen wollte.

Die adligen und geistlichen Grund- und Lehnsherren lehnten ab. Die Bauern, die zunächst nicht kriegerisch waren, organisierten sich nun in gewaltigen Bauernhaufen, was Luther mit der Schrift *Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern* scharf verurteilte: Verstießen sie doch mit ihrem Aufruhr gegen die gottgewollte Ordnung und verlören so die Gnade Gottes. Den Wunsch der Bauern nach irdischer Gerechtigkeit unterstützte Luther – nach anfänglichem Verständnis – später konsequent nicht mehr. Dafür aber die Obrigkeiten.

Darin unterschied er sich stark von seinem stärksten Widersacher.

Müntzer und „der gemeine Mann“

Die jahrhundertlang hilflos aufgestaute Wut der Bauern über ihre ungerechte Behandlung durch Fürsten, Ritter und Klerus entlud sich über weite Teile Süd- und auch Mitteldeutschlands in Gewalt gegen Burgen und Klöster, in Raub, in einem Fall Totschlag. Zu den Bauernheeren stießen überall unterprivilegierte Bürger der Städte, Bergknappen, ja sogar Ritter.

Allerdings konnten sie der Übermacht und der Kampferfahrung der eilig von den Fürsten gebildeten Söldnerheere (z. B. der Schwäbische Bund) nicht auf Dauer standhalten.

Im **Thüringischen** gab ihnen THOMAS MÜNTZER (1489–1525), Pfarrer und Reformator, durch seine Predigten Kraft. Er sah in den Fürsten, die ihre Macht dazu missbrauchen, die Armen zu knechten, „die Bösen, die das Evan-

gelium verhindern, wegtun und absondern“ und so eher des Teufels als Gottes Diener seien.

Eher noch als Luther hatte er in deutscher Sprache gepredigt, Kirchenlieder übersetzt, eine neue Gottesdienstordnung geschaffen, geheiratet. Er wollte die Reformation auch auf irdische Belange beziehen: Dem Einzelnen selbst sei es aufgetragen, die Welt im christlichen Sinne zu verändern, nicht einem abgehobenen Buch-Klerus. Müntzers tiefgreifende Forderungen nach dem „Reich Gottes auf Erden“ und gegen alle tyrannischen Obrigkeiten fanden bei den Aufständischen großen Anklang, und sie folgten ihm zuhauf.

Doch auch der auf 8000 Mann gewachsene Thüringer Haufen wurde 1525 von der geballten Kraft der Fürstenheere bei Frankenhausen vernichtend geschlagen. Er und 53 andere Bauernführer wurden gefoltert und geköpft; Müntzers Leichnam wurde gepfählt.



Mit dem Sieg der Fürsten wurde die **größte soziale Massenerhebung der deutschen Geschichte** blutig gerächt, die Forschung spricht von 70.000, manche bis zu 100.000 niedergemetzelten aufständischen Bauern und Unterstützern und grausamen Strafen. Auf Jahrhunderte sanken die Bauern zurück in politische Bedeutungslosigkeit und meist in die alten Verhältnisse.

Erst mit den Preußischen Reformen ab 1807 wurden sie frei und ab 1848 gleichberechtigte Bürger.

Gegen das Vergessen

Es gibt wohl kein bedeutendes Museum in Schwaben, Franken, Hessen, Thüringen, Tirol, in dem nun, nach einem halben Jahrtausend, nicht dieser Ereignisse gedacht wird.

Sachsen-Anhalt: **Gerechtigkeit 1523**, Thüringen: **freiheit 2025 – 500 Jahre Bauernkrieg**

Text: Heidrun Hübel

Karte: Epoche und Strukturen, Diesterweg

Verlag, 1994

Abb. Holzschnitt: Bauernkriegsmuseum Böblingen

4 Grabgeleit der Salzwirker

Die ordnungsbehördliche Bestattung mit Zitrone und Palmwedel



Was haben die beiden Themen miteinander zu tun? Regelmäßig findet man in der örtlichen Presse Traueranzeigen mit der Überschrift „Trauerfeier für Menschen ohne Angehörige“. Darunter ca. zehn Namen, Alter und die Daten der Trauerfeier. Die Zeilen „Liebe Mitmenschen, Sie sind eingeladen, die Verstorbenen zu verabschieden“, geben jedem die Möglichkeit, anstelle von Angehörigen als Freund, Nachbar, Bekannter oder Mittrauernder teilzunehmen. Da die Stadt in diesem Falle die Bestattungskosten zu übernehmen hat, wundert nicht, dass auch das Ordnungsamt gut sichtbar vertreten ist. Aber wie läuft nun die Trauerfeier in diesem besonderen Falle in Halle ab? Die große Trauerhalle auf dem Gertraudenfriedhof ist mit Blumenschmuck und Kerzen würdig ausgeschmückt, zehn Urnen stehen mit Blumen versehen auf entsprechenden Ständern. Vor einigen Urnen haben Freunde/Bekannte/Nachbarn Blumensträuße abgelegt, mitunter steht sogar ein Bild des Verstorbenen davor.

Die musikalische Umrahmung übernimmt ein Gitarrenspieler. Die Trauer-



reden halten Vertreter der evangelischen und katholischen Kirche. Alles würdig und pietätvoll.

Es fällt auf, dass vor den im Halbkreis stehenden Urnen in einem Kreis ein Palmwedel und eine Zitrone liegen. Wozu das? Zwei anwesende Salzwirker in Trauerkleidung lassen die Verbindung

zu den Halloren erahnen. Beide tragen auch die zehn Urnen auf einen entsprechenden Wagen. Zuerst aber werden die beiden Symbole, Palmzweig und Zitrone, dort abgelegt.

Die Stadt hat also bei der Träger-



„Vorneweggeher und Träger im Brüderleichenzuge“

gemeinschaft der Halloren GmbH (so die offizielle Bezeichnung) für das Grabgeleit zwei Halloren angefordert. Traditionsbewusst führen die Salzwirker seit altersher (ab 1704 verbrieft) derartige Dienste auf den Friedhöfen aus. Entsprechende Verordnungen regeln Anzugsordnung und Ablauf des Grabgeleits. Die Kleidung mit Dreispitz und hier ganz in Schwarz. Weiter gehören dazu Palmwedel und Zitrone, die bei einer Einzelbestattung vom sog. Vorneweggeher vor dem Zug der Trauernden zur Begräbnisstätte zu tragen sind. Beide Symbole werden nach Tradition mit ins Grab gelegt. Was bedeuten sie? Der Palmzweig ist schon aus urchristlicher Tradition bekannt und stellt den Paradiesbaum, auch als Baum des Lebens gedeutet, dar. Er ist Zeichen des Sieges, aber auch des Friedens. Die Zitrone mit ihrer heilenden Wirkung ist Sinnbild für Reinheit und Vollkommenheit. Ihr werden schützende Kräfte zugeschrieben. Es heißt, dass Verstorbenen in Franken, in der Oberpfalz, in Westfalen, in Württemberg, aber auch in Sachsen ab dem 15. Jh. diese als Grabbeigabe mitgegeben wurde.

Text und Foto: Bernd Budnik

Rabenvögel

Ausstellung in Merseburg

Schon seit meiner Kindheit habe ich ein Faible für verfemte Vögel, Eulen, Käuze oder auch Raben und Krähen. Was mit Letzteren verbunden war, klang gar nicht gut, „Rabenvater“, „Rabennutter“, Krähen, die einander kein Auge aushackten, von den Erwachsenen meist als Begriff für Kungelei gebraucht. In Legenden, Sagen und auch Märchen kamen die Vögel auch meist schlecht weg, saßen auf der Schulter böser Hexen und Zauberer, galten als Todes- oder Unglücksboten und hackten sogar Toten die Augen aus.

Mir gefielen andere Geschichten viel besser, z. B. die in dem Grimm'schen Märchen von den Eltern verfluchten sieben ungehorsamen Söhne, die in Raben verwandelt und durch ihre kleine Schwester von dem Fluch erlöst wurden. Oder die klugen Raben auf den Schultern von Wotan, die durch die Welt flogen und dem germanischen Göttervater berichteten, was in den Welt los war. Dazu gehörte auch die Sage vom Bischof Thilo von Trotha. Der unterstellte seinem Diener Johannes, einen kostbaren Ring



gestohlen zu haben und ließ ihn im Zorn enthaupten. Den Ring fand man später in einem Rabennest, und als mahnende Erinnerung sitzt noch heute ein Rabe in einem Käfig auf dem Merseburger Schlosshof.

Die Rabensage war Mittelpunkt einer Ausstellung im Kulturhistorischen Mu-

seum im Schloss Merseburg. Aber auch vieles andere rund um Rabenvögel war dabei, selbst ein ausgestopfter Kolkkrabe, Leihgabe der MLU. Alte und neuere Publikationen zu bewusster Sage gab es in Vitrinen zu sehen, Skulpturen, Gemälde, Zeichnungen, u. a. auch von Schülern des Domgymnasiums, Plakate ...

Aus der Rabensage von Ambrosius Sander von 1837, die man nachlesen konnte und die sich in ihrer Schwülstigkeit doch sehr von der auf der Tafel neben dem Käfig unterschied, erfuhr ich etwas für mich Neues: Da gab es nämlich einen Jäger, der Thilos Raben zwei Worte beigebracht hatte, „Hans“ und „Dieb“ und dem Diener Johannes nicht wohlgesinnt war. Der Rabe hatte also den Ring nicht nur geklaut, sondern den Diener mit diesen zwei Worten auch noch verpöffen ...

Was ich vermisst habe, war ein Hinweis auf die Erzählung „Die Rabenhochzeit“ von Siegfried Berger aus den 1920er-Jahren, die ich sehr mag, vor allem wegen ihrer Ironie, des schwarzen Humors.

Ende des 19. Jh.s hatte der alternde Re-



gierungspräsident in Merseburg die Idee, den Zölibat des Raben zu beenden und ihm eine Räbin [sic!] hinzuzugesellen. Er bat untertänigst einen alten General aus dem Geschlecht derer von Trotha, die ja den Raben im Wappen führen, um finanzielle Unterstützung, doch der eingefleischte Junggeselle lehnte empört ab. Spenden erbrachten dann das Geld für den Kauf einer Räbin. Am nächsten Morgen besuchte der alte Beamte als Erster das Pärchen in seinem Käfig. Doch Welch ein Frevel – von der Räbin waren nur noch ein paar Federn, Klauen und der Schnabel übrig, und von der Stange krächzte aufgeplustert der Rabe.

Die Zeiten haben sich geändert. Heute sitzt ein Pärchen in der Voliere, wahrscheinlich ein gut versorgtes altes Ehepaar (bei den alten Griechen waren Raben das Symbol für ewige eheliche Treue), das kaum Notiz voneinander nimmt.

Text und Fotos: Uta Braeter

Die Magie der Magie ... „Magie – Das Schicksal zwingen“

... so lautet der Titel einer hochinteressanten Ausstellung im Landesmuseum für Vorgeschichte, die noch bis Mitte Oktober 2024 zu sehen ist.

Magie, Glauben und Aberglauben, Schutz- und Schadenszauber (Verhexen, Verfluchen), Orakel, Amulette – all das zieht sich durch die Geschichte der Menschheit und aller Kulturen. Man möchte doch zu gern wissen, was die Zukunft bringt, sich auf vielleicht drohende Gefahren einstellen, sein Leben kontrollieren – eben das Schicksal zwingen. Das ist wohl unser Erbgut. Mündliche und schriftliche Überlieferungen prägen uns, und ich glaube, es gibt niemanden, der von sich behaupten kann, „Ich bin kein bisschen abergläubisch“, aber Silvester wird geböllert. Auch das hat irgendwie mit Magie zu tun, selbst wenn uns das manchmal gar nicht so bewusst ist.

Dieses „Bewusstsein“ aufzufrischen, dafür ist die Ausstellung eine Fundgrube. Auch mir ging das so.

Als Erstes fiel mir eine Alraune ins Auge, die Mandragora. Bis dato kannte ich das menschenähnliche Wurzelwesen, dem sowohl gute als auch böse Kräfte



zugesprochen werden, nur aus Erzählungen und von Bildern.

Apropos Auge: Die erste Türkeireise ist mir vor allem deshalb in Erinnerung geblieben wegen der Straßenhändler, die einen ständig behelligten und einem, neben anderen Dingen, unbedingt ein Auge als Kette, Ring Anstecker o. Ä. aufs Auge drücken wollten. Das Amulett sollte vor dem „bösen Blick“ schützen.

Und Glück bringen. Wie z. B. auch der Skarabäus. Vor vielen Jahren bekam ich eine versilberte Kette mit einem türkisfarbenen von einer Ägypterin geschenkt ...

Gegenstände, die Glück bringen und Schaden abwehren sollen, gibt es, geprägt durch ihre Zeit, ihre Region und Kultur, wohl Abertausende, aber es gibt auch andere Schutzmöglichkeiten, z. B. Gesten. Eine solche, die heute nicht nur in unseren Breiten eine sehr vulgäre Geste ist, nämlich der Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger, ist die sogenannte „Feigenhand“. Die kenne ich noch von meiner Oma, und die war



alles andere als vulgär. Sie gebrauchte sie, wenn ihr etwas begegnete, das ihr ein bisschen unheimlich war, z. B. bei schlimmen Gewittern. Auch das ist ein Schadenabwehrzauber. Er ist auf einem Kinderbildnis in der Ausstellung zu sehen. Ein kleines Mädchen mit einem Glöckchen – auch Glocken wehren böse Geister ab – und einer zierlichen roten Feigenhand. Schön für mich, an etwas erinnert und endlich begriffen!

Für mich eines der interessantesten Objekte war ein „Nachgeburtpf“ aus dem 15. Jh., gefunden in einem Keller in Mansfeld-Südharz. Das war für mich etwas ganz Neues, vor allem als ich bei der Recherche dann las, dass es z. T. noch heute üblich ist, die Nachgeburten zu vergraben, um Mutter und Kind vor Unglück zu schützen.

Womit wir im Heute wären, wo es an unterschiedlichen Helferlein zum Glück auch nicht fehlt. Schauen Sie in Ihr Horoskop? Suchen Sie am Strand Hühnergötter oder auf der Wiese nach vierblättrigem Klee?

Besuchen Sie aber unbedingt die Ausstellung im Landesmuseum, da erfahren Sie noch vieles, vieles mehr.

Text und Fotos: Uta Braeter

Adolf Reichwein und der Volkshochschulgedanke

Der Autor des nebenstehenden Artikels, Prof. HARTMUT WENZEL, hatte ganz wesentlich zu der am 24. Oktober 2019 stattgefundenen Reichwein-Tagung an der MLU zu REICHWEINS 75. Todestag (hingerichtet am 20.10.1944 in Plötzensee) beigetragen.

Die Friedrich-Ebert-Stiftung hat alle Beiträge in einem Band zusammengefasst und 2020 publiziert. Hier finden sich auch biographische Informationen zu Lehrerbildnerinnen aus Halle bzw. denen, die zeitweise hier lebten, die meist jüdisch waren und deshalb um 1933 die Stadt verlassen mussten und im Ausland ihre pädagogische Arbeit fortsetzten (z. B. Elisabeth BLOCH-MANN). Des Weiteren wird in einem Beitrag auf Reichwein und die Erwachsenenqualifizierung eingegangen.

1932 kündigte Adolf Reichwein eine Veranstaltung in der Volkshochschule Halle an. Weitere Ankündigungen von ihm sind nicht bekannt. Es wurde eine zwölfstündige Veranstaltung (sechs Abende) zum Thema „Hat die Erde Raum für alle?“ angeboten. Es beschloss der Stadtrat von Halle 2007, der hiesigen VHS den Namen „Adolf Reichwein“ zu verleihen.

REICHWEINS Tätigkeit in der Erwachsenenqualifizierung begann in Jena in den 20er Jahren. Von 1925 bis 1929 war er Leiter der städtischen Abendvolkshochschule in Jena.

Die städtische Abendvolkshochschule Halle wurde am 11. Okt. 1919 gegründet. Im Kupferstichkabinett der MLU im Löwengebäude wurde anlässlich der Langen Nacht der Wissenschaften die Ausstellung „Wissenschaftskommunikation vor 105 Jahren“ eröffnet. Gegenstand ist der erste Arbeitsplan der VHS Halle aus dem Jahre 1919. Experten der MLU äußerten sich zur Langen Nacht zu den damaligen Themen und ihrer Bedeutung in der heutigen Zeit.

Text und Foto: Bernd Budnik



Hugo Görsch und die Freie Schule Halle-Nord

(Teil 1)

Dieser Beitrag soll erinnern an Hugo Görsch (1883–1934), den ehemaligen Rektor der „Freien Schule“ Halle-Nord. Um ihn zu würdigen, müssen wir etwa 100 Jahre zurückblicken und zwar auf die Entwicklung des Schulwesens nach 1918.

Zur Entwicklung auf Reichs- und Landesebene

Am Ende der Kaiserzeit war das Schulsystem in den deutschen Ländern getrennt in das niedere und das höhere Schulwesen. Das niedere Schulwesen bestand im Kern aus den zumeist noch einklassigen Landschulen und den städtischen Volksschulen, die zunehmend zu achtklassigen Systemen aufwuchsen. Das Schulwesen war konfessionell getrennt und zudem aufgeteilt in Schulen für Jungen und Mädchen. Die Schulaufsicht für die niederen Schulen lag bei den Kirchen. In diese gingen weit über 90 % der Schülerinnen und Schüler. Das höhere Schulwesen bestand vor allem aus den verschiedenen Gymnasialtypen, die erst ab 1900 formal gleichberechtigt zum Abitur führten. Gegen diese Spaltung und Zergliederung setzte die fortschrittliche Lehrerschaft seit 1848 und darauf aufbauend die Sozialdemokratie die Forderung nach einer Einheitsschule für alle, die insbesondere eine weltliche, integrative Schule ohne konfessionellen Einfluss sein sollte.

Nach der Novemberrevolution 1918 konnte für die ersten vier Schuljahre durch ein eigenes Gesetz die gemeinsame vierjährige Grundschule eingeführt werden. Als es jedoch zur Formulierung der Schulparagraphen der Weimarer Verfassung (1919) kam, hatten sich die Mehrheitsverhältnisse im Reichstag bereits so verändert, dass Kompromisse zwischen fortschrittlichen und konservativen Parteien erforderlich wurden, um die Mehrheit für die gesamte Verfassung zu erhalten. Mit dem „Weimarer Schulkompromiss“ wurden zwar wichtige Reformen in die Verfassung aufgenommen, z. B. die Einrichtung bekenntnisfreier Schulen, aber zugleich ein sogenannter „Sperrparagraph“ eingeführt, der wesentliche schulpolitische

Veränderungen von einem zukünftigen Reichsschulgesetz abhängig machte. Dieses Reichsschulgesetz ist jedoch in der Weimarer Republik nicht mehr zustande gekommen. Schulpolitische Veränderungen verblieben damit in der Zuständigkeit der Länder und somit abhängig von den dort jeweils vorhandenen Mehrheiten.

Als in Preußen Eltern die Einrichtung bekenntnisfreier Schulen forderten, wurden sie zuerst mit Hinweis auf das noch nicht vorhandene Reichsschulgesetz abgewiesen. Erst nach einer Reihe von Schulstreiks kam es zur Einrichtung von Sammelklassen ohne Religionsunterricht, die später als „Freie Schulen“ bezeichnet wurden. In diesem Zusammenhang spielt Hugo Görsch für Halle eine bedeutsame Rolle.



Eröffnungsfeier der Freien Schule (1926)

Zur Entwicklung in Halle

In Halle bemühte sich die Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Elternbeiräte um die Errichtung weltlicher Schulen. So wurde 1920 von der USPD im Stadtrat der Antrag auf Einrichtung von zwei bekenntnisfreien Schulen gestellt. Nach Werbung für diese zeigte sich, dass weit weniger Eltern als erwartet bereit waren, ihre Kinder auf bekenntnisfreie Schulen zu schicken und vom Religionsunterricht abzumelden. Letztlich wurden nach einem Schulstreik drei sogenannte „Sammelklassen“ an der Giebichensteinschule für Mädchen eingerichtet. Einer der Lehrer dieser Klassen war Hugo Görsch (Genaueres in Teil 2).

Text: Prof. Dr. Hartmut Wenzel

Die Welt muss begriffen werden

Jahresausstellung 2024 im Historischen Waisenhaus zur Erfindung der Realschule

In grauer Vorzeit lernten die Kinder durch Zuschauen bei den Alten, was sie für sich und den Stamm zum Überleben brauchten. Dieses evolutionäre Erbe prägt uns Menschen bis heute: Beobachten – Nachmachen und Verstehen – Anwenden. Hand, Körper und Kopf arbeiten zusammen. Reine Buchlehre hat kaum Lerneffekte fürs reale, praktische Leben.

Eine neue Zeit bricht sich Bahn

In unserem christlich geprägten Kulturkreis erfuhr die Bildung und Ausbildung nach Jahrhunderten kirchlich-dogmatischer Prägung seit Beginn des 16. Jh.s bis ins 18. Jh. hinein eine rasante Veränderung: Geografische Entdeckungen, erweiterten den Gesichtskreis und gaben Renaissance und Humanismus neue Nahrung; das Bedürfnis nach Bildung und Ausbildung für alle wuchs, insbesondere in den großen europäischen Handelsnationen. Akademien, Universitäten, Bürger- und Armenschulen schossen dort aus dem Boden, Forschung und Wissenschaften blühten auf, die Frühaufklärung zeichnete sich ab.

Zwei Pfarrer der frühen Moderne

Dem wollten die Fürsten und Könige in Deutschland nicht nachstehen; der brandenburgisch-preußische Große Kurfürst, später sein Sohn Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, förderten z. B. die Initiative des pietistischen Pfarrers AUGUST HERMANN FRANCKE (1663–1727) in Glaucha, einer halleschen Vorstadt, den Ärmsten der Armen und Waisen eine Heimstatt mit Armenschule zu geben. Schließlich verlangten die sich stürmisch entwickelnden Zeiten gehorsame und arbeitsfähige Untertanen.

Pfarrer Francke war nicht nur sehr fromm, sondern auch geschäftstüchtig. Seiner aus christlich pietistischer Berufung, Kindern in Not zu helfen und sie zu guten Christen im Sinne von Kirche und Staat zu erziehen, folgten peu à peu weitere Projekte, u. a. eine Akademie für Kinder der adeligen und bürgerlichen Oberschicht. Der gnädige Besuch des preußischen Königs 1713 brachte höchste Anerkennung für diese Kaderschmiede und Förderung durch

Privilegien. Franckes mehrgliedriges Bildungskonzept für Jungen und Mädchen umfasste Deutsche Schulen, die Lateinische Schule und das Königliche Pädagogium. Sein Unterricht war individuell, anschaulich, vielfältig, realitätsbezogen, aber auch pietistisch streng. Bibliotheken, Labore, Gärten, Werkstätten, eine Bibel-Druckerei, ja sogar eine Krankenstation u.v.m. zeugen davon. Die Schulstadt trug sich bald selbst und hatte Kontakte bis nach Indien.



Chr. Semler: Heliozentrisches Weltensystem, 1726 (Nachbau von Andreas Richter)

Der Begriff „Realschule“ ...

wurde allerdings vom halleschen Pfarrer CHRISTOPH SEMLER (1669–1740) geprägt. Schon in Kindheit und Jugend begeisterten ihn Mechanik, Astronomie und Mathematik, was ihn später zum vielseitigen Erfinder praktischer Alltagsdinge machte. Als Oberdiakon der St. Ulrichkirche in Halle u. a. für die Schulaufsicht verantwortlich, stellte er hier große Mängel fest. Für die in seinem Privathaus gegründeten, ganz anders gedachten Schulen verwandte er als erster Pädagoge überhaupt den Begriff Realschule: „*Mathematische und Mechanische Realschule*“ von 1708 und die „*Mathematische, mechanische und ökonomische Realschule*“ von 1738. Hier wurden Jungen aus armen Handwerkerfamilien nach festem Lehrplan Dinge beigebracht, die für ihren späteren Beruf unentbehrlich waren: z. B. Umgang mit

Gewichten, Maßen, Gesteinen, Holz, mit der Topographie Halles, Gebäudegrundrissen und Modellen. Die Schulen hielten sich insgesamt nur fünf Jahre, es fehlten großzügige Sponsoren. Sein neuartiges Realschulkonzept jedoch wurde von G. W. LEIBNIZ (1646–1716) begutachtet und ausdrücklich befürwortet. 1731 wurde SEMLER als Auswärtiges Mitglied in die Preußische Akademie der Wissenschaften aufgenommen.

Das hallesche Stadtleben prägte er auch auf anderen Gebieten, etwa durch Gründung einer Prediger-Witwenkasse, eines Almosenamtes u. v. m.

Mit seinem durch großzügige Alimentierung von höchster Stelle viel erfolgreicherer Kollegen FRANCKE konnte SEMLER mit seinem sehr ähnlichen Schulprojekt nicht mithalten. Nach Schließung seiner ersten Schule spendete er seine einzigartige, von LEIBNIZ hochgelobte Modellsammlung für die Kunst- und Naturalienkammer und schuf ab 1716 viele weitere Modelle für den anschaulichen Unterricht in FRANCKEs Schulen. Sein großes mechanisches Modell des Kopernikanischen Weltensystems ist noch heute zu bestaunen, so wie viele andere Modelle, z. B. das Holzmodell eines Fachwerkhausgerüsts oder ein Brauhausmodell; 1731 erschien sein berühmter Sternatlas „*Coelum Stellatum*“.

Im März wurde die diesjährige Jahresausstellung „*Total real. Die Entdeckung der Anschaulichkeit*“ in den Franckeschen Stiftungen eröffnet. In fünf Themenräumen wird höchst eindrucksvoll der Siegeszug der Realschulidee dieser beiden Pädagogen, die damit ein bis heute gültiges Novum schufen und Maßstäbe setzten, dargestellt.

Im letzten Raum kann sich der Besucher zum Ausklang mit Digitalisierungsmodellen à la KI als Kontrapunkt dazu auseinandersetzen.

Alles in allem:

Unbedingt anschauen, mit Kind und Kegel. Sie werden staunen!

Dauer: Bis 02. Febr. 2025 im Historischen Waisenhaus, geöffnet: Di–So 10:00–17:00

Text und Foto: Heidrun Hübel

Osagedorn

Wer isst schon Milchorangen?

Für den Spaziergang im Botanischen Garten „zwischen den Jahren“ braucht es keine Reklame. Jedes Jahr zur angesagten Zeit finden sich etliche interessierte Hallenser am Eingang in der Großen Wallstraße ein, um sich von einem Experten ein paar Besonderheiten erklären zu lassen. Dabei geht es natürlich um Winterblüher; aber auch andere Gewächse werden dem geneigten Teilnehmer nahegebracht.

Am auffallendsten waren beim Termin 2023 die seit dem Herbst auf dem Boden liegenden Früchte des Osagedorns, botanisch „*Maclura pomifera*“ und im Volksmund „Milchorange“ genannt.

Der ca. 15 m hohe, strauchartig wachsende Baum ist nur in einem kleinen Gebiet im Süden von Arkansas und Oklahoma, teilweise Texas, heimisch. Er wächst besonders gut auf feuchten Aueböden, ist aber ansonsten anspruchslos. Von den dort ansässigen Einheimischen vom Stamm der Osage ([oo' seid3]) wurden die Früchte nicht genutzt. Sie sind

hart und der im Fruchtfleisch enthaltene weiße Saft wird beim Aufschneiden schnell unangenehm klebrig. Von den Comanchen allerdings ist bekannt, dass



Abgefallene Früchte

(Foto: U. Grabe)

sie die Früchte für die Heilung von Augenleiden verwendeten. Auch im Tierreich gibt es kaum Interessenten für den Verzehr der Früchte. Einzig eine Grauhörnchenart nagt an den leuchtend gelben Kugeln, die so groß wie eine Apfelsine sind und bis zu einem Kilogramm schwer werden können, um an die Samen zu kommen. In lange vergangenen Zeiten sollen heute ausgestorbene Riesenfaultiere und Präriemammute die relativ harten, schweren Kugeln zu sich genommen haben.

Der für Maulbeergewächse typische

Aufbau der Kugeln als Fruchtverband ist im Anschnitt gut zu erkennen. Schon beim Anritzen der sehr festen, orangenartig gekräuselten Schale tritt der weiße Saft aus. Dieser Saft durchzieht alle Pflanzenteile des Osagedorns.

Nicht nur die Osage, sondern auch andere Indianerstämme nutzten das Holz des Osagedorns für Bögen. Später wurden Eisenbahnschwellen daraus hergestellt. Den Siedlern diente das mit bis zu 3 cm langen Dornen ausgestattete Gewächs zum Schutz der Wohnstätten. Die Erfindung des Stacheldrahtes soll hier ihre Grundlage haben. Aus der Wurzelrinde des Baumes kann ein gelber Farbstoff gewonnen werden.

Für irgendetwas müssen doch die Früchte auch heute gut sein? Ja, sie duften leicht zitronig und machen sich auch optisch gut in einer Deko-Schale. Die Besucher des Winterspaziergangs hatten jedenfalls noch eine Zeitlang eine nette Erinnerung in ihrem Wohnzimmer.

Melitta Seitz

Die Kaschuben – ein westslawisches Volk in Polen

Ein Geheimtipp für eine Urlaubsreise

„Kaschuben“, sagt die Großmutter von Oskar Matzerath (Die Blechtrommel), »missen immer dablaißen und Koppchen hinhalten, damit de anderen drauf-täppern können, weil unserains nich richtig polnisch is und nich richtig deitsch jenug, und wenn man Kaschub is, das raicht weder de Deitschen noch de Pollacken«.

Das Buch des Schriftstellers und Nobelpreisträgers Günter Grass (1927–2015) spielt z. T. in der Gegend um



Karthaus (Kartuzy), mitten in der Kaschubischen Schweiz. Seine Mutter war kaschubischer Herkunft, sein Vater Deutscher. Grass hatte immer eine

enge Beziehung zu seiner Heimatstadt Danzig. Südwestlich davon liegt das Gebiet der Kaschubischen Schweiz, einer malerischen hügeligen Landschaft mit mehreren hundert, zum größten Teil glasklaren, von Wäldern umgebenen Seen, kleinen Dörfern und einer guten touristischen Infrastruktur.

Die Kaschuben (*Kaszëbi*) leben mehrheitlich in der Woiwodschaft Pommern (*Województwo pomorskie*). An den zweisprachigen Ortsschildern ist das gut zu erkennen. Kaschubisch ist eine westslawische Sprache, die mit dem Polnischen und dem Sorbischen eng verwandt ist und auch einen gewissen deutschen Wortschatz enthält. Heute wird es in einigen Schulen im Kreis Karthaus wieder gelehrt, eine eigenständige Literatur wird gefördert und es gibt einen Radiosender. In Karthaus und einigen umliegenden Orten machen die Kaschuben mehr als 50 % der Bevölkerung aus. Hier ist ihre Sprache, für die es erst seit 1850 eine Schriftsprache gibt, noch lebendig. Die nach der Europäischen Charta der

Regional- und Minderheitensprachen gefährdete Sprache wird von etwa 108 000 Menschen aktiv gesprochen (in Deutschland 30 000 sorbisch) und von etwa 300 000 verstanden.

Im Kaschubischen Museum in Karthaus kann man viel Interessantes über



Kultur, Sprache und das traditionelle Kunsthandwerk erfahren.

Text und Fotos: Angelika Ehrlich

„Ei ! Wie schmeckt der Coffee süße“

Eine kurze Geschichte des Zuckers

„Ei! Wie schmeckt der Coffee süße“, singt Liesgen in der Kaffeekantate von Johann Sebastian Bach (BWV 211). Ihr Vater, Herr Schlendrian, versucht seiner Tochter Liesgen mit lauten, wütenden Drohungen das tägliche „süße“ Kaffeetrinken abzugewöhnen.

Es war sicher nicht billig, weder der Kaffee noch der Zucker, galten doch beide in dieser Zeit als teure Luxusartikel. Aber woher kam eigentlich der Zucker?

Das früher wichtigste und heute noch gebräuchliche Süßungsmittel war Honig. Von der Zuckerrohrpflanze weiß man erstmals aus der Zeit des Indienfeldzuges Alexanders des Großen (327 v. u. Z.). Durch die Kreuzzüge lernten die Kreuzritter das Zuckerrohr und die Methoden der Zuckergewinnung kennen und brachten sie aus Asien nach Europa. Mit Christoph Kolumbus gelangte das Zuckerrohr in die „Neue Welt“ und bildete die Grundlage für den dortigen Anbau.

Die erste von vielen deutschen Zuckermanufakturen, die sich in rascher Folge entwickelten, entstand 1573 in Augsburg. Ausgangsprodukt war das importierte Zuckerrohr. Zucker wurde immer beliebter, leisten konnten ihn sich aber nur Wohlhabende. Verständlich also, dass Herr Schlendrian mit Liesgens Kaffee- und Zuckerkonsum nicht einverstanden war.

1747 entdeckte der Chemiker Andreas Sigismund Marggraf, dass die Runkelrübe (Futtermübe) den gleichen

gen und entsprechende Züchtung, den Gehalt auf 5% zu erhöhen. Er war es auch, der die Technologie für die industrielle Zuckergewinnung entwickelte und 1801 mit der finanziellen Unterstützung durch König Friedrich Wilhelm III. die erste Rübenzuckerfabrik in Cunern in Schlesien errichtete. Die Ausbeute war zunächst gering. Aus 100 kg Rüben wurden 3,64 kg Rohzucker und 3,3 kg Melasse gewonnen. In den folgenden Jahrzehnten wurden der Zuckergehalt der Rüben, ihr Anbau und die Technologie immer weiter verbessert. Heute erhält man aus 100 kg Rüben etwa 15–17 kg Weißzucker.

Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden zahlreiche Zuckerrübenfabriken. Grund dafür war die napoleonische Blockade der Seewege nach England. Zucker aus Zuckerrohr (sogenannter Kolonialzucker) wurde knapp, sodass die neue Möglichkeit der Gewinnung immer wichtiger wurde. Nach dem Ende der Kontinentalsperre machte das wieder eingeführte Zuckerrohr den Rüben Konkurrenz und im Ergebnis dessen fielen die Preise deutlich. So wurde Zucker Mitte des 19. Jahrhunderts vom Luxus zum Allgemeingut. Nun hätte Liesgen sicher weniger Ärger mit ihrem Vater wegen ihres süßen Lieblingsgetränks gehabt.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war Deutschland in Europa führend in der Rübenzuckerproduktion. Das Hauptzeugungsgebiet war Mitteldeutschland. Schon 1850 gab es 144 Zuckerrübenfabriken, davon etwa die Hälfte im Gebiet des heutigen Sachsen-Anhalt. 1949 verfügte die DDR über 68 Zuckerrübenfabriken. Heute sind es in Sachsen-Anhalt nur noch drei, allerdings sind das moderne Großanlagen in Könnern, Zeitz und Klein-Wanzleben. Die vielen alten kleinen Fabriken wurden stillgelegt und inzwischen größtenteils abgerissen. In der nahegelegenen großen Zuckerrübenfabrik in Könnern kann man die Herstellung des Zuckers bei einer interessanten Führung kennenlernen.

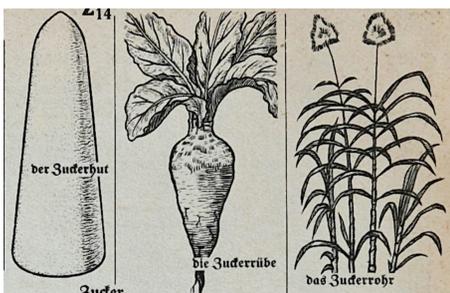
Nachdem die Rüben gewaschen und zerkleinert worden sind, wird der Zucker mit heißem Wasser herausgelöst. Der entstehende Rohsaft hat einen Zuckergehalt von 12–14 %. Kalkmilch und CO₂ binden Verunreinigungen und filtern sie heraus. Der entstandene Dünnsaft wird eingedampft und es entsteht ein Dicksaft mit 60 % Zucker. Weiteres Eindampfen führt zur Kristallisation. Durch Zentrifugieren werden Sirup (Melasse) und Rohzucker getrennt. Nach weiteren Reinigungsstufen entsteht dann unser Haus-



Zuckerrübenfabrik Könnern (2)

haltszucker, auch Raffinade genannt. Brauner Zucker ist nicht raffiniertes Rohzucker. Die Färbung entsteht durch Sirupreste. Diese werden bei der Produktion von Weißzucker mit einer Dampfmaschine entfernt.

Gern wird für die Herstellung von Feuerzangenbowle ein Zuckerhut verwendet. Die Herstellungsmethode dafür wurde schon um 600 von den Persern entwickelt. Sie gossen heißen Zuckerrohrsaft in ein kegelförmiges Gefäß mit einem Loch in der Spitze. Der Zucker kristallisierte in dem Kegel aus und durch das Loch lief der Sirup ab. Drehte man den Kegel um, so konnte man einen Zuckerhut entnehmen. Heute wird er aus fertigem Zucker hergestellt. Man presst ihn angefeuchtet in die Kegelform. Mit hochprozentigem Alkohol übergossen und angezündet verzaubert er Weihnachtsfeiern und Silvesterabende zu romantischen Erlebnissen. So ein wärmer süßer Glühwein hätte vielleicht auch Herrn Schlendrian gemundet.



Zuckerhut Zuckerrübe Zuckerrohr (1)

Zucker wie Zuckerrohr enthält, nämlich Saccharose. Allerdings war der Gehalt mit 1,6 % viel zu gering (Zuckerrohr 10% bis 20%), um daraus Zucker zu gewinnen.

Seinem Schüler Franz Carl Achard gelang es durch aufwändige Forschun-

Text: Angelika Ehrlich

Foto (1) Der Große Brockhaus Bd. 20

F.A. Brockhaus/Leipzig 1935

Foto (2) privat

Mein Foto des Jahres

Das gefiel den Redakteuren



Eine Monstera kann auch blühen – und die Früchte sind essbar. So sagte es uns eine Mitarbeiterin im Umweltzentrum Franzigmark.

Melitta Seitz



Auch ein Huhn hat mal einen schlechten Tag!

Uta Braeter



Empfehlung für heiße Tage: ein schottischer Kilt plus Softeis?

Bernd Budnik, Pitlochry in Schottland



Untermieter auf Balkonien kurz vor dem Abflug

Heidrun Hübel



Originelle Dosenkunst im Pestalozzipark

Heidrun Hübel



Es geht auch romantisch: hier der Eingang zum WC im Biergarten „Fuchs“ in Machern (Sachsen)

Bernd Budnik



Im Frühling, wenn sie der Hafer sticht ...

Melitta Seitz



Leseratten

Angelika Ehrlich



Weidensculptur aus 25 t Stahl in Lichtenfels am Main in Oberfranken

Klaus Schmutzer

Die Kryotherapie

Ein kaltes Erlebnis – Frieren für die Gesundheit

Die kälteste jemals auf der Erde gemessene Temperatur von $-89,2^{\circ}\text{C}$ wurde am 21. Juli 1983 in einer antarktischen Forschungsstation registriert. Einer ähnlichen Temperatur, nämlich -85°C , setze ich mich freiwillig 1–2x pro Woche (insgesamt 10x) spärlich bekleidet aus. Allerdings bekomme ich warme Hausschuhe, trage eine Atemmaske, Handschuhe und Ohrenschützer mit Musik. So „eingekleidet“ begeben sich mich in die Kältekammer, eine hochmoderne Einrichtung mit einer Glastür mit Lichtschiene, die zeigt, wie lange man schon „friert“ bzw. noch frieren muss. Nun heißt es, sich leicht bewegen, und warten. Nach drei Minuten geht die Tür auf, geschafft. Die Haut ist sehr kalt, aber ich friere nicht wirklich. Schnell anziehen. Jetzt läuft der Stoffwechsel auf Hochtouren und im Nu fühle ich mich wohligh warm und entspannt.



Es handelt sich hier um die Kryotherapie; kryos (griechisch) bedeutet kalt. Diese Therapie gibt es schon seit der Antike. Auch der Naturheilkundler Seb. Kneipp wendete im 19. Jh. erfolgreich Kältebäder und kalte Güsse an, eine Methode, die sich bis heute erhalten hat.

Die Ganzkörperkältetherapie ist eine Reizbehandlung, die von dem japanischen Arzt Dr. Toshima Yamauchi

entwickelt wurde und seit den 80er Jahren weltweit immer mehr Anhänger (Schmerzpatienten und Sportler) findet. Warum machen Menschen das, warum setzen sie sich einer solchen Kälte aus? Anerkannte wissenschaftliche Belege fehlen noch, aber praktisch ist die positive Wirkung gut erprobt. Die wesentlichen Effekte bestehen in der Hemmung von Entzündungen und der Linderung von Schmerzen. Die Therapie ist daher besonders bei Rheuma, Arthritis und Arthrose zu empfehlen. Außerdem wird das Immunsystem gestärkt.

Wird der Körper extremer Kälte ausgesetzt, verengen sich die Blutgefäße, um die Körperwärme zu halten und der Stoffwechsel wird beschleunigt. Dieser Prozess aktiviert das Immunsystem und kann Entzündungen im Körper reduzieren, die oft die Ursache von Schmerzen sind. Auch bei Neurodermitis, Schuppenflechte und Fibromyalgie kann die Kälteeinwirkung gut tun. Die Therapie soll zur Steigerung der Leistungsfähigkeit und des Wohlbefindens beitragen. Vielleicht probieren Sie es einmal aus.

Text und Foto: Angelika Ehrlich

Stille Örtchen ...

„Pecunia non olet“ (Geld stinkt nicht) ist wohl jedem, auch denen, die kein Latein gelernt haben, bekannt und wird immer in Verbindung mit den öffentlichen Toiletten gebracht. Der römische Kaiser Vespasian hat zwar nicht die öffentlichen WCs in Rom erfunden, sondern die sogenannte „Urinsteuer“, da das Endprodukt menschlicher Verdauung für bestimmte Wirtschaftszweige benötigt wurde. In Frankreich werden bestimmte öffentliche „Pissoirs“ immer noch als Vespasiennes bezeichnet. Auch im Deutschen ist die Bezeichnung „Latrine“ bis heute bekannt, welche ursprünglich im antiken Rom einen Baderaum bezeichnete. Von der Antike bis zum Mittelalter war es Sitte, mehrere

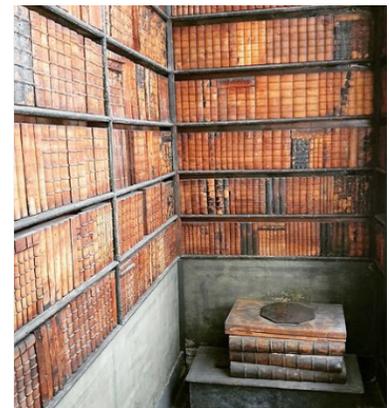


Aborte ohne Zwischenräume in einem Raum zu haben. Das förderte den Gedankenaustausch. Scham war wohl nicht das Problem. Worüber werden wohl die alten Römer gesprochen haben? Fördert ein heftiger Streit zwischen Sitznachbarn den Stuhlgang?

Bestimmt nicht.

Man beachte, dass das Toilettenpapier und die Wasserspülung noch lange nicht erfunden waren. Ein Stock mit aufgespießtem Schwamm erfüllte da auch seine Pflicht. In Pompeji gibt es ein Fresco mit einem sich setzenden Mann und der Inschrift: *Cacator cave malum* (dt.: Der du hier kackst, hüte dich vor dem Übel). Die Erfindung der Unisex-Urinalen (unisex = für alle Geschlechter) beendete das Privileg der Männer, im Stehen „zu können“.

Auch die Kunst hat sich des Themas angenommen. Bekannt ist eine Radierung von Rembrandt „Der pissende Mann“ (1631). In Antwerpen ist um 1770 eine Büchertoilette in einer Scheinbibliothek entstanden. Nur, lesen



kann man dort nichts. Alles nur Schein. Das zur Geschichte. Das Gespräch mit dem Nachbarn ist wohl nur noch bei Männern in den sog. Pissoirs möglich. Die Stadt Halle hat nach Auskunft einer städtischen Website zehn öffentliche Toiletten (im Vergleich dazu gibt 36 öffentliche Springbrunnen), deren Lage nach bestimmten Kriterien ausgewählt wurden. Laut Website werden sie täglich einmal gereinigt. Statistisch gesehen kommt auf 8550 Einwohner eine öffentliche Toilette (in Magdeburg auf 4680 Ew.). Toiletten, die verpachtet sind, kosten eine Benutzungsgebühr (keine Urinsteuer, sondern eher Reinigungsentgelt). Und dieser Preis steigt mit der Zeit. Wie gesagt: „Pecunia non olet.“

Text: Bernd Budnik

Fotos: Wikipedia (public domain)

Das Stadtmuseum Halle

Zeichnungen aus dem alten Halle im Vergleich zu heute



Haus Gebauer-Schwetschke am XI. Berlin

Verlag Gebauer-Schwetschke um 1940 F. Stein

Auf der alten Zeichnung von F. Stein ist sie noch zu erkennen, die Schrift an der Hauswand: Gebauer-Schwetschke. Hier lebte der Mathematiker und Philosoph *Christian Wolff* von 1741–1754, er hielt hier Vorlesungen und beherbergte auch

Studenten. Nach ihm benannt heißt das Gebäude heute *Christian-Wolff-Haus*. 1762 erwarb Johann Justinus Gebauer das Anwesen und richtete eine Druck- und Verlagsanstalt ein, später betrieben unter dem Namen *Gebauer-Schwetschke* bis 1992. Auf dem Hof wurde schließlich 1915 ein modernes Industriegebäude errichtet, in dem bis 1990 die hallesche „Freiheit“ und bis 1992 die „Mitteldeutsche Zeitung“ hergestellt wurden.

Die hallesche Druckerei, Verlags- und Buchhandelsfirma Gebauer-Schwetschke gehörte zu den renommiertesten deutschen Verlagen des 18. und 19. Jahrhunderts. 1945 erfolgte die Enteisung und Demontage. Aus den Resten und mit Maschinen anderer Druckereien entstand 1948 der „VEB Druckerei der Werktätigen“, der 1970 dem „Druckhaus Freiheit“ zugeordnet wurde, woraus ab 1990 die heutige „Mitteldeutsche Zeitung“ hervorging. Im Vordergrund fand 1954 das Heimatmuseum der



Das Stadtmuseum im Dezember 2022

Stadt seinen Platz. Heute gehört es zum Stadtmuseum Halle.

Text und Foto Klaus Schmutzer

„Händel in den Mund geschoben“

Versteckte Kunst Stahl, schön gebogen

Dank gebührt nicht nur der Künstlerin Irmtraud Ohme, sondern auch allen, die an der Aufstellung ihres Kunstwerks „Topoi“ auf dem Leopoldina-Gelände im Jahre 2013 beteiligt waren. Es handelt sich dabei um eine Leihgabe der Stiftung der Saalesparkasse. Finanziell unterstützte der Freundeskreis e. V. der Leopoldina Akademie. Die drei Stahlbögen, geschaffen 1997, tragen die Be-

zeichnungen „Ort der Weihe“, „Ort der Sammlung“ und „Ort der freundlichen Erinnerung“.

So groß sie auch neben dem Gebäude an der Steilkante des Jägerbergs stehen, so versteckt ist das Ensemble für alle, die sich außerhalb des Zaunes aufhalten. Irmtraud Ohme (1937–2002) studierte und lehrte an der Burg. Sie war mit ihren Werken auf vielen internationalen Ausstellungen vertreten und wurde vielfältig ausgezeichnet.

Auf dem Friedemann-Bach-Platz steht eine ihrer Figurengruppen, die „Mauresken“, am sog. Grünen Hügel in Heide-Süd die „Stelen ohne Titel“ und in Halle-Neustadt, heute zwischen den Y-Hochhäusern, der „Chemiebrunnen“.

Das Grab von Professorin Irmgard Ohme befindet sich auf dem Stadtgottesacker.

Text und Foto: Melitta Seitz



Zu guter Letzt
Der Optimist irrt sich genau so oft wie der Pessimist, aber er hat mehr Spaß dabei.

Unbekannt

Impressum

Herausgeber: Seniorenkolleg der MLU
Layout: Dr. Hans-Michael Schulz
Druck: www.online-druck.biz

E-Mail: Seniorenkolleg@uni-halle.de
www.seniorenkolleg.uni-halle.de/angebote
Redaktionsschluss: 21. August 2024

Seniorenkolleg
Barfüßerstraße 17
06099 Halle (Saale)
Telefon: 0345-5523792

